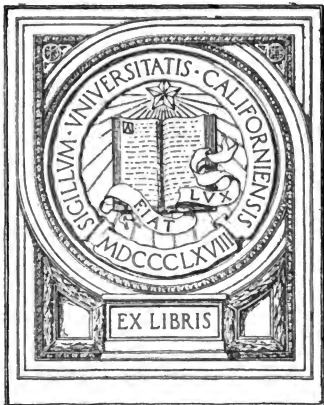


Dichtungen

Percy Bysshe
Shelley

ALUMNVS BOOK FVND



953s
Gw

S h e l l e y / D i c h t u n g e n

UNIV. OF
CALIFORNIA



UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

UN

STYLIN



TO THE
LIBRARY OF
CALIFORNIA

THE HISTORY OF THE

THE HISTORY OF THE

S h e l l e y / D i c h t u n g e n

UNIV. OF
CALIFORNIA



TO THE
LIBRARY OF
CALIFORNIA

0 0 0 0 0 0

Digitized by Google



THE
END

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

S H E L L E Y

D i c h t u n g e n

In neuer Übertragung

von

ALFRED WOLFENSTEIN

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

English Almanac

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Paul Cassirer, Berlin

G E D I C H T E

536138

HYMNE AN DIE GEISTIGE SCHÖNHEIT

Der Schatten einer unsichtbaren weiten
Hand überfliegt uns —: Machtvoll wechselt immer
Im Schwung der Welt fein Dunkel und fein Schimmer,
Es fällt ein unbeständig Licht
Wie Strahlen Monds durch Tannendickicht gleiten
Auf menschlich Herz und Angesicht,
Wie Einklang auch aus Dämmerung spricht,
Aus allen Lieblichkeiten,
Die wir lieben,
Und tiefer noch, wenn sie Geheimnis blieben!

Der Schönheit heiligender Geist! erkaltet
Bei uns — Warum? Ach frag, warum vergehen
Vor unsern Augen alle, die wir sehen?
Die Augen auch! Tal Erde weint —
Frag, was mit Luft und Furcht uns mißgestaltet,
Was Traum, Geburt und Tod denn meint,
Daß solch ein Graun ins Taglicht scheint —
Die Namen sind veraltet,
Die uns schirmten,
Seit Höll und Himmel sich ins Leere türmten.

Nur du! Wenn Zweifel taub, Zufall geblendet
Uns ohne Antwort Ohr und Aug verkümmern:
Du greiffst, wie Sternenwind noch klingt in Trümmern,
In unfre starren Saiten ein!

O zieh die Hand nicht fort – Wohl Liebe wendet
Sich fort und Achtung (Wolken klein
Kommen und gehn): Mit dir allein
Im Herzen niemals endet
Herrlich steigt
Der Mensch, zu grenzenloser Macht geneiget.

Der du den Traum machst wahr: muß bei uns warten,
Daß nicht das Grab wie unser furchtjam Leben
Wird finstre Wirklichkeit. Mit Knien, die beben
Und drängen, suchte ich als Kind
Nach Geistern in Ruine, Keller, Garten:
Und nichts! Doch in des Wachstums Wind,
Wenn Seele mit der Welt beginnt,
Traf mich dein Schatten –
Und entzückt gleich Frommen
Die Hände faltend jauchzt ich deinem Kommen.

Der Tag spricht feierlicher, hellere Sprache,
Wenn Mittag geht. Im Herbst sind Harmonieen
Und feine Sonne glänzt so stark im Fliehen
Als könnt es nicht im Sommer sein.
O Wahrheit der Natur, du schriest: erwache!
In meine Jugend –: Brenn in mein
Herz inniger nun Ruhe ein.
Ich ehre dich! So mache,
Daß ich bange
Vor mir allein, und frei die Welt umfange!

DIE LERCHE

Heil dir, Geist der Lieder!
Vogel bist du nicht,
Der vom Himmel nieder
Wirft fein tönend Licht.

Immer höher springend
Von der Erde ab,
Steigend singend, singend
Steigend: wenn ins Grab

Sonne stürzt, zu schweben
Über letztem Wind,
Körperloses Leben,
Das mit dir beginnt!

Purpurwolk im Schlage
Deines Flugs schmilzt klar,
Wie ein Stern am Tage
Klingst du unsichtbar –

Jeder Raum durchzogen
Von gewaltigem Schall –
Mit der Iris Bogen
Spielt du nach den Donnern auf dem All.

Vogel oder Geist,
Reiner ist dein Denken!
Singe, was du weißt!
Gottlos nur verrenken

Menschen im Gedicht
Not und Sieg und Feste:
Wenn es kunstvoll spricht,
Immer fehlt das Beste.

Aber wer bist du?
Welchem Berg entgleitet
Welchem Meere zu
Quell, der so sich weitet?

Welchem Himmel glückt
Deine Felderkindheit,
Welches Sehn verzückt
So und welche Blindheit?

Kennst, o Melodie,
Schlaffheit nicht und Schwere!
Liebe kennst du! – nie
Der genossenen Umarmung Leere.

Doch den Tod vielleicht
Sieht dein Aufschwung näher
Als der Blick uns reicht:
Hell den finstern Häher –

Lied wohl schaut den Sinn,
Schimmer auf den Schwellen –
Flößen sonst darin
So kristallene Wellen?

Menschen! hätten wir
Furcht und Haß verloren,
Heilig wie ein Tier,
Tränenlos geboren!

Doch wie zähe schießt
Unser freistes Lachen,
Schnell den Traum verspielt
Tägliches Erwachen.

Ewiger Flug! wenn ich
Deinem süßen Raufche
Singend halb nur glich:
Laufchte mir die Welt, wie ich dir laufche.

ODE AN DEN WESTWIND

I

O wilder Wind, du Herbstes Atemzug,
In dem die Blätter zauberhaft erstarren
Gleich Geistern, die ein größrer Magier schlug –

Rot, schwarz, pestgelb: auf deinen laufenden Karren
Packst du die Leichenhaufen, selber kalt,
Und führst dem Winter zu, sie zu verscharren!

Beschwingte Samen, nun gekrümmt, verkrallt,
Ein jeder will die ganze Erd entblättern –
Bis dein azurner Bruder durch den Wald

Trompetet, Schlaf, Eis, Dunkel zu zerfchmettern!
Die Luft durchweiden Knospen, Farbe spricht
Mit Duft, das Leben schwelgt in zarten Wettern:

O Hauch der Unruh! zeuge und zerbrich!
Und durch dein Donnerwesen hör – hör mich!

II

Dein Strom durchquert der Himmel wirbelnd Steigen,
Gleich welchem Laube schwimmt Gewölk darin,
Geschüttelt von des Alls verwirrten Zweigen –

Auf luftigen Wogen blau und finster hin
Gekräufelt mit des nahen Wahnsinns Haaren
Jagt Sturms Gelock und hoch erhobenes Kinn –

Vom stummen Horizont zum unsichtbaren
Zenith weht laut ein Trauerfang, geht laut
Ein Trauerzug von ewig sterbenden Jahren.

Du, der ums Jahr die Leichenhalle baut,
Dampfwölbung, Donnergang, aus Nebeln Flöre
Aufhängt, aus Moder ihm das Grabmal haut,

Des Herbstdoms Baumeister, draus alte Chöre
Von Regen, Hagel, Feuer schrein: o höre!

III

Blau äugt das Mittelmeer, – bis du anlangst:
Seeblume träumerisch auf Azurmoosen
Rauft plötzlich sich die Locken grau vor Angst –

Doch höre: Mich entzückt dein tödlich Tosen!
O wär ich dein! von dir getragnes Blatt,
Gehefter Duft in dir zerstreuter Rosen,

Am Himmel hin dein Reisekamerad!
Wenn wir noch träumend um die Wette liefen
Wie ichs als Kind vom Leben mir erbat:

So müßt ich nun nicht bitten aus den Tiefen:
Ich blute, heb mich auf, bin überrannt!
Ich fall in Dorn des Lebens! nieder triefen

Die Stunden aus dem Herzen in den Sand –
Und hab mich schwingend doch wie dich gekannt.

IV

So laß mich wie den Baum dein Spiel erleiden,
Reiß Harfenklang aus mir wie Laub vom Wald!
Tumult der Harmonien, wenn aus uns beiden

Der trübe und der süße Herbstton hallt.
O sei mein Geist, erregter Geist der Räume,
Sei ich, du Wucht unfaßbarer Gestalt!

Und führe alle meine toten Träume,
Des Feuerinnern ganz verbrauchten Rauch,
Rings um das All, bis wieder blühen Bäume.

Denn mein Gedicht ist nicht erloschen. Hauch
Die Funken auf, wie Sterne weit zu sehen,
Daß sie zur unerweckten Menschheit auch

Mit dir Posaune aller Ändrung gehen!
O Wind: Wenn Tod ist, kommt Geburt mit Wehen.

IN NIEDERGESCHLAGENHEIT BEI NEAPEL

Die Sonne glüht, die starke See
Tanzt her mit himmlischem Gesicht,
Auf blauen Inseln, hohem Schnee
Ruht Mittag schichtend Licht auf Licht.
Die Erde dampft und schüttet Licht
Auf aller Pflanzen reines Kleid:
Wie aus viel Stimmen Eines spricht,
Umtönt mich Vogel, Wind und schreit
Herüber selbst die Stadt so sanft wie Einsamkeit.

Ich seh zum unbetreten Grund,
Wo Grün und Purpur sich verschlingt.
Land küßt der obern Welle Mund,
Daß sie in Sternenschauern springt.
Ich sitz im Sande, fließend winkt
Das mittägliche Mittelmeer,
Gemessene Bewegung schwingt
Mir ihren guten Klang hierher –
Daß ich ihn nicht allein vernähme, wünscht ich sehr.

Gefundheit flieht mich, ruhig nicht
Kann Körper oder Seele fein,
Auch dieses glückliche Gesicht
Des Sinnenden, der heilige Schein
Und Ruhm des Innern, ist nicht mein.
Nicht Liebes Luft noch Luft der Macht:



Rings haben Viele viel und schrein,
Man lebe, daß man herrscht und lacht –
Mir wurde wohl ein andrer Kelch gereicht zur Nacht.

Doch hier ist auch Verzweiflung leis
Und gleicht den Wellen und dem Wind.
Ich könnte mich und all mein Leid
Hinlegen wie ein müdes Kind,
Das alles trug, gehorchend blind,
Bis Tod kommt an des Schlummers Ort
Und mir in warmer Luft gerinnt
Die Wange – Waffers Takt und Wort
Raufcht über mein ersterbend Hirn eintönig fort.

Wohl manche zürnen, ich sei kalt,
Daß ich in schöner Stunde klag
Und daß mein Herz, zu frühe alt,
Im Lichte schlägt verlornen Schlag.
O zürnt nur. Ich bin der: Mich mag
Der Mensch nicht doch bedauert mich.
Und garnicht gleich ich diesem Tag,
Der ausgenossen – königlich
Doch im Gedächtnis bleibt, auch wenn er längst erblich.

KLAGE

O Welt! O Zeit! O Leben!
Bin auf der letzten Stufe.
Seh zitternd diese, darauf stand ich eben.
Wann ist der ersten Wiederkehr?
Nicht mehr.

Aus Tag und Nacht genommen
Ist Freude. Und es war nicht schwer.
Der Winter, Frühling, Sommer
Erregen mir das Herz
Nicht mehr. Nicht mehr.

SCHMERZ

Komm, sei glücklich! Sitz bei mir!
Schattenhaft, daß Schatten graut,
Spröde, stumme, starre Braut,
Schön gekleidete Verzweiflung –

Komm, sei glücklich! Neben mir,
Schein ich dir auch traurig, ruh.
Ich bin glücklicher als du,
Mächtige, in Qual gekleidet.

In der gleichen Hütte dicht
Wie Geschwister wohnten wir
Und wir bleiben noch in ihr
Jahre oder Ewigkeiten.

Das ist unser böses Los.
Doch wie Liebe weiter wirbt,
Wenn auch ihre Freude stirbt –
Laß uns noch das Beste retten.

Komm, sei glücklich! Grille singt,
Horch. Sonst singt nichts. Schau mich an –
Bis dein Höllherz glauben kann,
Es sei hell vom Paradiese.

DER SONNENUNTERGANG

Einer war, in dessen feinem Körper
Gleich dem Licht und Sturm in einer Wolke
Stritten Geist und Tod. Wer kennt die Freude,
Die den Atem ihm benahm, wie Sommer
Windstill wird, als er mit der Geliebten,
Welche damals des vereinten Lebens
Freiheit kostete zuerst, durch Felder
Lief. Vom Walde dunkel lag der Osten,
Doch im Westen ging der Himmel auf und
Von verfunken Sonne goldne Reste
Hingen an der Asche noch der Wolken,
An den Gräserspitzen grenzenloser
Ebene und mit dem Graun der Dämmerung
An dem braunen Walde. Aber jenseits
Trat der Mond mit breiter Scheibe langsam
Zwischen die gedrängten schwarzen Stämme
Und Gestirne häuften sich darüber.
Ist es nicht sehr seltsam, Isabella,
Sagte jener, daß ich nie die Sonne
Sah? Wir wollen morgen hierher gehen
Und du siehst sie an mit mir.

Diese Nacht in Liebe und in Schlummer
Lagen sie vereint. Und dann am Morgen
Fand das Mädchen den Geliebten tot.

Niemand glaube, dies war Gottes Gnade.
Und das Mädchen starb nicht und in Wahnsinn
Fiel sie nicht, sie lebte alle Jahre.
Oder war es Wahnsinn, daß sie nicht starb,
Abgefengt die Wimpern von den Tränen
Und der Mund ganz tot?

ENDE

Liegt die Lampe zerfchmettert,
Wird das Licht zu Staub,
Wenn die Wolke verwettert,
Wird der Donner taub,
Ist die Zymbel zerbrochen,
Keiner hört mehr den Ton –
Haben die Lippen gesprochen,
Ist die Stimme entflohn.

So, wie Musik ohne Erz,
Flammen in Lüften verblaffen:
Klanglos schlägt unser Herz,
Hat der Sinn es verlassen,
Nur noch haltloses Lied,
Wind unter Trümmern verflagen –
Hohl, wie Ertrunkne umzieht
Totenläuten von Wogen.

Liebe! bei irdischen Paaren
Fliehst aus dem Stärksten zuerst,
Läßt dich vom Schwächern bewahren,
Dem du die Freude doch wehrst,
Klagst, daß der Erde Rachen
Immer schlingt Zartes hinab –
Und wählst dennoch den Schwachen
Dir zum Hause und Grab?

Wärmt dich sein blendender Geist –
Winterfonnen lügen!
Wie Sturm Vögel umkreift,
Wird seine Wollust dich wiegen.
Liebe, dein Nest wird Staub,
Nackt wirst, Adler du, stehen –
Lachen rings echot, Laub
Fällt und Eiswinde wehen.

A D O N A Æ S
Elegie auf den Tod von John Keats

Ich wein um Adonai's, er ist tot.
O weint um Adonai's, taut auch keine
Klage den ewigen Frost, fühllose Not,
Um dieses teure Haupt. Und du zum Steine
Am Grab der Zeit erwählte Stunde, weine
In alle kommenden hinein dein Leid.
In mir, so sprich, in mir starb Adonai's.
Eh Zukunft nicht vergißt Vergangenheit,
Entschwindet nicht sein Ruf und hallt in Ewigkeit.

Wo warst du, als er dieses Leben ließ,
Azurene Mutter? Saßest du umklungen
Von Echos seiner Kunst im Paradies,
Als er des massigen Todes dumpfen Lungen
Sein Lied entgegenfang? Er hat gefungen
Wie Blume lacht des Leichnams, den sie deckt.
Mit allem Guten nun hinabgeschlungen!
An feiner Stimme isfet schon versteckt
Der, der uns klagen hört und grinzend Zähne bleckt.

Du Lieblichster der Singenden! Dein Land
Bei Freiheitsmördern, falschen Priestern bieder
Vertrocknets: Du bist kühn hinein gerannt
In Golf des Dunkels und tauchst aufwärts wieder –
Hier glimmen noch recht lang ihr Leben nieder
Die Kerzen, heimisch in der Nacht, die hetzt
Hinweg der großen jungen Sonnen Lieder!
Nur Wenige bleiben noch, die jedes Netz
Zerreißend weiter gehn nach eigenem Gesetz.

Der Jüngste, Liebste brach, vorbei flog Sturm.
Nun Schatten weiß umgleiten den Erfarrten.
Dahinter kriecht der Ewige Hunger, Wurm
Der Fäulnis – Doch als ob sie noch verharren,
Eh sie zum letzten Ziel ihn lenken: Garten
Italiens schützt ihn! Holde Luft bestreicht
Dies Grab. Er liegt, als müsse es noch warten!
Ein sonniger Strom von Träumen macht vielleicht,
Daß ihn der Tod noch nicht, Leben nicht mehr erreicht.

Und Einer zitternd faßt sein kaltes Haupt
Und stöhelt es mit breitem Mondscheinfitzig:
„Du Kummers Seufzen uns und Hoffnungs Hauch,
Du Lieber bist ja noch! Seht, seht inmitten
Des Augs die Träne, seinem Hirn entglitten
Aus gutem Traum! vom Tau der Frühe schwer!“
Ach Engel des verlorenen Paradieses,
Sie war von dir. Du fühlst es. Keine mehr
Kommt uns von dort. Die Wolke ist zerdrückt, ganz leer.

Verflucht, der wagte, mordend mit dem Wort,
Den Engelgeist, der Erde Gast, zu jagen
Aus diesem Leib! Wie Kain flieh er fort.
Weh mir, der Frühling kam, mit süßen Tagen
Fliegt Biene mit, lebendige Flammen schlagen
Aus grünem Eidechs, goldner Schlange auf –
Und doch, dem Winde will der Hauch verfangen,
Die Wellen nehmen sinnlos ihren Lauf,
Der Morgen steigt mit rotem Haar: Wen weckt er auf?

Dann wieder sinkts herab, ein Glanz zum Mund,
Zum Mund, der sonst wie roter Blitze Klingen
Durchs wache Haupt bis in den weichen Grund
Des Herzens wußte ganz hindurch zu dringen:
Doch diesem späten Kuß kann nichts gelingen,
Durch eisige Lippen wie Kometenschein,
Durch dunklen Körper schweift er, zu verblinken.
Dann kommen andre. Alle. Lange Reihn
Gleich Nebeln auf dem Morgenflusse ziehen ein.

Es naht der Wunsch, verstrickt in Luft und Scheu,
Befchwinger Glaube und verhüllte Schickung,
Mit feuzenden Kindern langsam Furcht und Reu,
Der Jubel blind, doch mit des Lächelns Blicken.
Geliebtes viel. Gesichte viel, sie nicken,
Als hofften sie von ihm noch auf Gestalt.
Berghirten kommen, Kleid und Kranz in Stücken,
Und Pilger der Unsterblichkeit: Gewalt
Des Ruhmes festigt sie, wie Himmel Erde ballt.

Und Einer unter den Geringern geht,
Befremdende Erscheinung, ungeleitet,
Wie letzte Wolk verhauchenden Sturmes weht
Und Donner in die Stille übergleitet.
Sein Auge, wie Aktaions aufgeweitet,
Es ist, als sah er nackt, ganz nackt Natur
Und suche nun erschüttert Wüsteneien –
Gedanken, bellend, ruhelofer nur,
Verfolgen wie ein Wild des eignen Vaters Spur.

Ein Geist gleich Panther'n farbigschön und schnell,
Liebe gehüllt in Kummer, Kraft mit rauher
Ohnmacht so breit begürtet, überhell
Wie sterbende Lampe. Zornig auf der Lauer
Liegen die Stunden. Kurzen Regens Schauer.
Indeß wir sprechen, friert's ihn nicht zu Eis?
Verlassnes Tier in abgehetzter Trauer
Um seine Herde. Wenn die Wangen heiß
Das Leben überfliegt, das Herz jedoch sinkt weiß:

Sein Haupt von Blumen, die verblühen, umrankt,
Ein Speer an tauigem Efeuband getragen,
Gekrönt vom Zypressenzapfen, schwankt
In seiner Hand, so wie die Hand vom Schlagen
Der Pulse zuckt, die kaum die Schläge wagen.
Er kommt zuletzt. Die wunde Stirn liegt bloß.
Die Freunde stehn und lächeln unter Klagen:
Sie kennen ihn, der dort erschauert groß
Und in des Andern Tod enthüllt sein eignes Los.

Doch stille, Adonaïs ist nicht tot,
Wir sind es! die in flinker Fäulnis haufen,
Am hellen Tag der zehrenden Hoffnung Brot.
Wir sind es, lassen wir mit tragem Graufen
Ein geistig Schwert durch Nichtigkeiten saufen,
Bekämpfend ziellos ein Gespenstgesicht.
Er aber wacht. Der Fülle Stürme braufen
Um ihn. Der Tod ist tot, nicht er. Klagt nicht.
Du Frühe, deinen Tau verwandle in froh Licht!

Er wurde eins mit aller Welt. Im Ton,
Der dröhnt, im Ton, der haucht, ist er zugegen,
Rings in Natur, in Stein und Pflanze wohnt
Er mit der Kraft, in die er wie ein Regen
Zurückfloß, und umarmt auf allen Wegen
Die Schönheit, schöner uns vom ihm geschenkt –
Zuletzt mitschaffend an des Bildners Segen,
Der schlackenlos den Stoff der Welt durchdenkt
Und ihn in Baum und Tier und Mensch zum Himmel lenkt

Sein Körper geh nach Rom. Es ist das Grab
O nicht von dir, von uns. Paradies und Wüste.
Wie Berge stehn da Trümmer auf und ab.
Um der Verheerungen Gebeine düstern
Zypressen. Religionen, Reiche flüstern
Dir zu: Nimm unfer Grab, du unfer Sohn.
Geh bis zur Marmorflamme: Pyramide,
Dort unter süßer Sonne ruhen schon
Viel Junge, grüßend dich mit kaum erloschnem Ton.

Das Eine bleibt, das Viele wandelt rund,
Hell immer ist der Himmel, flüchtig geben
Die Dinge Schatten. Diese Halle bunt,
Dies von den langen Fenstern glühende Leben
Befleckt die weiße Ewigkeit. Spitz heben
Sich Türme, bis der Tod sie tritt in Grund.
Und du? Verlassnes Herz, kannst du noch beben,
Siehst dich noch um und schränkst dir Wahrheit ein?
Was Adonaïs ist, wie sollten wirs nicht sein?

Von allem ging die Hoffnung fort: es stößt
Nun dich an, auch zu gehn. Das Jahr vernichtet
Sich selbst. Vom Glanze Mann und Frau entblößt.
Dir winket nur, was dich zugrunde richtet.
Doch jenes Licht, das rings die Welt umlichtet,
Die Schönheit, die vom schweren Fluch erlöst,
Die Liebe, die sich Luft, Tier, Mensch erdichtet:
Ist Glut, nach der euch dürstet, – die mich weiht,
Aufzehrend letzten Dunst der kalten Sterblichkeit.

Die Seele, die ich rief, steigt in mich ein.
Weit fort von Land, weit fort von Angst getrieben,
Die immer wollt dem Sturm nicht Segel leihn,
Spürt nun mein Geist sein Boot durch Donner stieben.
Auf sind der Erde Massen. Auf die sieben
Himmlischen Sphären. Dunkel hingeneigt
Fahr ich – Doch mir entgegen, mich zu lieben,
Ein Stern vom innersten der Himmel zeigt
Die Heimat, wo der Weg zu ewigen Geistern steigt.

ALASTOR oder DER GEIST DER EINSAMKEIT

Ich liebte noch nicht, doch ich
liebte es, zu lieben; ich fuchte,
was ich lieben könnte, denn ich
liebte es, zu lieben. Augustinus

DIESE Dichtung gilt einem Jüngling von reinem und abenteuerlichem und ungefülltem Herzen. Das Unendliche zieht ihn an: Hiermit verbindet sich die unerträgliche Einsamkeit. Da erscheint seiner Sehnsucht ein ihm ähnlicher Geist, erschafft sich in der Phantasie das Wesen, das er liebt. Aber ruhelos, in nur verdoppelter Einsamkeit, ohne Vereinigung suchend nach einem Ebenbild seines Traumes, fucht er nur den Tod.

Dies ist ein Dichter, der auf sich selbst Verwiesene. Seine Einsamkeit rächt sich mit den Furien einer sich selbst aufhebenden Leidenschaft. Aber die Macht, die den Lichtern der Welt mit jäher Verfinstung begegnet, indem sie ihnen zu zarte Empfänglichkeit für ihre Einflüsse gab: straft die niederen Gemüter, wenn sie der Gemeinschaft sich entziehen wollen, mit schleichender Verödung. Wie ihre Schuld verächtlicher ist, wird auch ihr Schicksal ruhmlos. Sie, die von keinem Verlangen nach zweideutigem Wissen berauscht und von keinem Wahnsinn geblendet sind; die nichts auf dieser Welt lieben und in jener nichts erhoffen sondern vom Anteil am Schicksal ihres Geschlechts sich fernhalten; die mit den Tränen der Menschen nicht trauern und mit ihrer Freude nicht fröhlich sind: Sie trifft ein anderer, vorbestimmter Fluch, Ureinseitigkeit derer, welche nicht Freunde, nicht Väter, nicht Vaterlandsfreunde, nicht Liebende noch Weltbürger sind. Unter allen, die ohne menschliche Gesellschaft zu leben wagen, sterben die Reinen und Zartbeherzten an ihrem leidenschaftlichen Wunsch nach Verwandtschaft und Vereinigung. Etwas anderes aber

ist die leibhaftige und kalte Selbstfucht der Scharen, die
ahnungslos vor sich hin gehen. In ihnen hat die armfelige Ver-
lassenheit der Welt ihren Ursprung und all ihre Dauer. Die ihre
Brüderwefen nicht lieben, sind unfruchtbar bis ins greife Grab.

Die Guten sterben jung.

Am 14. Dezember 1815

Luft, Erde, Meer, geliebtes Brudertum!
Wenn unfre große Mutter auch in mir
Die fühlende Natur, die fromme Kraft
Erschuf, um eure Liebe zu verstehn
Und zu vergelten mit der Liebe mein;
Wenn ich den zauberhaft sich wandelnden
Körper der Zeit, des Morgens nackten Tau,
Des stehnden Mittags zweierlei Gesicht,
Des Abends großen, ach einfachen Tod
Empfunden habe,
Und Hohlwind Herbst im trocknen Wald,
Eis, blitzend lautlos auf getroffnem Baum,
Und Frühling magisch rührend alles grün,
Und wenn ich nie der Wiese Blut, kein Tier
Verletzte, meine Brüder: Dann vergebt
Auch diese Prahlerei! Und liebt mich immer.

O Mutter Welt, o lautloser Gesang,
Nimm mein Gedicht, wenn du auch schweigend schaffst.

Denn immer deine Dunkel liebte ich,
Und dein im Kleid des Schattens raufsender
Schritt zog mich nach sich. Denn ich wollte sehn.
Da warf ich mich auf eines Friedhofs Bett,
Aufs weiße Grab, und fühlte, ob der Stein
Als Wand sich zwischen Erd und Himmel stellt,
Ich lauschte, ob die ausgefchlagne Schlacht
Nicht einen Widerhall von drüben schickt –
Und einen Geist zu zwingen dachte ich,
Ja zum Verräter zwingen einen Geist!
Wenn Nacht auf ihrer Stille spielt, Nichts klingt –:
Dann ich, als ein Begeisterter, Verzweifelter
Stand irgendwo, umwoben, als ein Alchimist,
Der all fein Leben setzt an finstre Hoffnungen,
Und mischte meine Seele, tauschte fragende
Gebärden, ernste Blicke, Worte schauerlich
Mit ihr, mit dieser immer noch unwissenden
Unschuldigen Braut in meiner Seele: Einsamkeit –
Ob nicht aus atemlosen Küssen, grundlosen
Abgründigen Tränen, o Natur, im Zauberzwang
Sprang dein Geheimnis – –
Ach, nichts. Nicht so. Enthüllt es nicht.
Doch alles das, was Saiten über mich spannt,
Verband mich dir, schlug alle Rättel an,
Und offenbart in Traum, Tagträumerei
Und Zwielfichts doppelter Verträumtheit dich.
Nun bin ich eine Harfe hängend leicht;
Darin bereiter Klang harrt nur noch dein,

Auf deinen Hauch, o Mutter, der aus Meer,
Aus Waldbewegung greifen muß, aus Flug,
In meinen Hang, aus wehendem Gang des Lichts,
Und aus dem Auf und Ab der Bruft des Menschen.

Dies war ein Jüngling, dessen frühes Grab
Grub niemand. Einen toten Turm von Laub
Aufwirbelt ihm der Herbst mit plumpem Mund.
Fern sind die Blumen.
Wie einst die Erde innerlich,
Eh sie erkaltet, Feuer war sein Blick.
Und Fremde, wenn sein ungeduldiger Sang
Vorüberbraufte, dachten lang an ihn.
Doch zu verliebt in diese Stimme nahm
Der Tod sie fort in sein verschlossnes Schweigen.

In feiner Kindheit leichtem Silbertraum
Die Erde war Ein Licht, war ganz zu sehn.
Die Lüfte klangen,
Gefühl umsprang ihn wie ein Ball,
Gedanke auch floß unerschöplich her,
Der Menschen langes Werk, Vergangenheit
Ernährte ihn mit aller ihrer Kraft.
Dann schnell aus dem veraltenden Vaterland
Ins Unentdeckte zieht er wie ein Held.
Und hinter allen Dingen fühlt er sich
Wie ihren Schatten:
Wo rot aus Schnee Vulkane glühn,

Am Fels der schwarze Erdpechsee sich wälzt,
Wo Dämmerung in die Höhlen sinkt, bis Nacht
Aus ihr wird, Wölbung sonnenlosen Golds,
Getragen von sternfernem Bergkristall,
In Perlennischen lächelst tief in sich —:
Die letzten Labyrinth ging er durch.
Doch auch das gütig atmendere Grün,
Die noch unendlich tiefe Schau empor
Verloren nicht ihr reines Recht auf ihn.
Und Eichhorn nahm und Taube feiner Hand
Unblutig Futter,
Dem Tier gefiel fein heller Mund,
Und ihre Kniee hielt Gazelle an,
Die schrecken sonst vor jedem toten Blatt,
Und starrte nach ihm hin. Denn er war schöner.

Jedoch fein Fuß, als Diener feiner Stirn,
Trug ihn zur unbefangnen Vorzeit gern,
Die in gedankenreichen Trümmern liegt:
Wie Nacht umgab ihn Ort von Tyrus, Ort
Von Baalbek, Ödnis von Jerusalem,
Gleich einem steifen Leichnam stehende
Steilpyramide,
Gefüllte Türme Babylons,
Und was verstummt doch durch Verstümmlung spricht,
Und was die Schwärze Äthiopiens birgt,
Alabafterobelisk und Jaspisgrab,
Der Wüß' und Küste Doppelgängerin Sphinx.

Im Tempel dort, im ganz zerbrochnen Raum,
Vor dessen Altar liegt das wilde Tier,
Im Stülendickicht wilde Statuen ruhn,
Dämonenmarmor
Bewacht das Erzgeheimnis des Zodiaks,
Und auf den ungeheuren Wänden stehn
Menschengedanken
Im tierisch abgezirkten Zeichen —:
Da las er unfrer grauen Erde
Bericht von ihrer starken Jugend,
Er lag und starrte auf die Quadern
Und auf die sprachlosen Gestalten,
Er fühlte nicht die Glut des Tages,
Nicht kalte Nacht, wenn Mond mit Schatten
Gleich einem weißen Fluß mit Fischen,
Gleich einem Rauschen voller Schweigen
Hinglitt durch die enthallten Hallen,
Und endlos späht er in dies Rätzel,
Geburt der Zeiten — —

Ein Mädchen brachte ihm zu essen dort,
Ihr eignes Essen. Eine Araberin,
Die ihm aus Ehrfurcht ihr Gefühl verbarg,
Nur mit den Sternen oft auf feinen Schlaf
Herniederfah, — früh matt und fruchtlos ging.

Und weiter wanderte erwartungsvoll
Der Dichter durch die Erde Persiens;
Durchflieg das helle luftige Gebirg,

Aus dessen Eis der heilige Indus springt.
Und Kaschmir kam, sein stillstes Tal.
An einem Bach, wo Fels, Baum, Blüte sanft
Und ungeheuer sich umwand,
Wo jedes Blatt mit mächtigem Schattenwuchs
Die Riefenfonne Indiens auf sich nahm,
Im Wald des Grafes aufgebauscht von Duft
Er schlummert ein. Und hatte diesen Traum,
Der machte ihn erröten hoffnungsvoll.
Verhleierte Gestalt lag neben ihm.
Sie sprach ihn feierlich an, verwandtschaftlich,
So klingt die Seele, wenn in Heiterkeit
Das Denken feiert.
Schmal Melodie und breit Akkord,
Musik, sich windend wie aus Fluß und Wind,
Umzogen, durchzogen
Sein Innerstes, es war ein wechselnd Netz,
Und doch so leicht und weit wie Freiheit wars,
Die Wahrheit flog ihm zu mit schnellem Wort,
Das Wesen, das er suchte, flog ihm zu,
In ihren Gliedern stieg durchsichtig Glut,
Die Hände wurden nackt und wurden nah,
Auf Purpurstufen ihrer Inbrunst stieg
Auf Seufzern ihres eignen Sturms ihr Spiel,
Violinenfinger
Strichen die Symphonie der Leidenschaft
Und in den Pausen pocht ihr wirklich Herz.
Und dann noch ungeduldiger stand sie auf.

Und sie in ihres Wefens warmem Licht
Stand nackt, die Arme und die Locken lang
Im Nachtwind wehten glänzend zu ihm her.
Da vor Erwartung schrie fein starkes Herz,
Da echot ein entzückter weicher Schrei,
Mit wahnfinnigem Ungeftüm an feine Bruft
Stürzte sie und sank mit ihm zufammen und
Über fein geblendet Auge Finfternis
Stürzte, Schattenarme, Schattenmund verſchlang
Alles, und der Schlaf mit ſchwarz geftauter Flut
Rollte ſich, wie plötzlich nicht gehalten mehr,
In fein leeres Haupt und alles ſchwamm und ſchwand –

Als er erwachte, kaltes Morgengrau
Lag auf der Erde, ragte ſteif der Wald,
Im fahlen Weſten ſtarb der blaue Mond.
Wohin die Himmelfarben, die fein Bett
Noch geſtern überdeckten? und der Ton,
Der feinen Schlummer wiegte? nun wohin
Geheimnis und Erhabenheit der Welt?
Die Freude, die Verzückerung? Müde fiel
Sein Blick jetzt auf die große öde Welt
Wie Mond im Meer blickt zitternd auf den Mond.
Die leere Dämmerung –
Es war vorbei. Und er verſtand es nun:
Der Liebe Geiſt hat ihm den Traum gefandt,
Denn an der Liebe ging er immer hin
Zum Traum – Da dringt die Liebe in den Traum,

Die süße menschliche Liebe rächerisch
Schickt Leidenschaft herab – in Schlaf hinein –
Und da er aufwacht, diesseits nun des Traums
Verwirrt sich alles,
Und suchen wird er hier den Schatten dort –
Und überspringen feine Grenzen. Weh!
Nun ist's verloren
Für immer an die kurze Zeit des Schlafs –
Doch bleibt nicht auch die schlummernde Ewigkeit?
Gib Antwort: Also könnte mich der Tod
Für immer führen in das Sein mit ihr?
Der Regenbogen zwar, der in den See
Sein Leuchten biegt, führt nur auf dumpfen Grund,
Des Todes Nebel aber, scheußliche
Verwefung schläft hinüber in das Glück?
So ungestillt voll Zweifel stachelte
Sein Mund sein Herz, das Herz den Mund. Umfonst.

Sein Körper ruhte einen langen Tag.
Als aber Dämmerung wieder, Abend, Nacht war
Und rot und immer dunkler rot ein Glutschein
Gleich umgekehrter Sonne in ihm aufkam:
Da stürts ihn wieder auf und noch gespenstlicher
Dem Schlummerlofen kommt des Traumes Leidenschaft,
Jagt ihn durch Landschaft, jagt ihn durch die Himmelsluft
Wie einen von der Schlange grün umringelten
Der Qual doch nicht entfliegenden Adler. Sumpfdickicht,
Felswüste, Wasserabgrund, über Blütenwuchs

Und monderhelltes aufgeschlechtes Tier hinweg
Schwer atmend vor dem atemlos ihn spornenden
Traumschatten immer –

O, endlich tagt es über seiner Flucht
Und rötet spottend seine bleiche Stirn.
Wo mochte er nun stehen? Trug für ihn
Die Erde Namen noch? Auf Petra steil.
Der Berg Aornos war die Wolke dort.
Er ruhte. Und er wanderte. Durch Balkh,
Am Wege lag der Partherkönige Staub.
Und jede Nacht heißt: wildre Wanderung,
Und die Vergeudung aller Stunden: Tag.
Sein Leib wird hager,
Sein flatternd Haar pfeift in den Sturm
Klagelieder,
Die Hand hängt schlaff in knochiger Haut,
Die Augen brennen,
Wie Feuer nur den Ofen schont.
Und immer kommt bewohnte Erde noch,
Der Bauer reicht ihm mild und graufend Brot,
Dem Berghirt ziehls vorbei wie Geist des Sturms,
Der keine Spur läßt auf getürmtem Schnee,
Das Kind versteckt sich in der Mutter Kleid,
Doch schaut im Traume
Noch lang des fremden Mannes Blick,
Ein Beben faßt die Wohnungen, es weint
Das Mädchen, wenn die Tür hinter ihm zufällt –

Dies aber war Chorasmiens öder Strand,
Durch faulende Moräfte noch hindurch,
Dann silbern spritzt und dunkel wogt das Meer
Und hielt ihn an: das Meer. Ein weißer Schwan
Im trägen Schilf flog auf und übers Meer.
Da stand er, breitend nur die Worte aus:
Schon fern, du! Und wer bin ich – weilend noch?
Mit schönerer Stimme,
Mit größerem Geist, lebendiger als du,
Daß ich an Himmel taub und Erde blind,
Vergeuden soll die überlegne Kraft?
Er lächelt finster.
Verzweiflung, Hoffnung weiß: der Schlaf, der Schlaf
Umschließt erbarmungslos das teure Bild.
Doch wenn der Tod unendlich weiter dies
Umschließt? Unendlich weiter, ist das: frei –?

Er fuhr zusammen – toll im Grab der Brust –
Und sah umher, unstät, und lauschte –: Nichts,
Kein Feind war da, kein Mißton als in ihm.
Dann plötzlich meinte er ein kleines Boot
Am Strand zu sehn, zerrissen, arm, und doch
Gleichs einem weiten Lande, denn es setzt
Das Ufer fort in die Unendlichkeit!
Hinaus – Hinüber –
Schon holte er den schwankenden Kahn,
Löste die Kette, spannte weit
Am kahlen Mast feinen Mantel aus,

Er setzte sich auf seinen stillen Platz
Und fühlte, wie in einer Wolke schnell
Ging es sogleich dahin über die ruhige Flut.

Der Tag war schön und sonnig, leise blies
Die Wellen schwärzend guter Wind.
Bald um den Nachen kreifte nackt das Meer.
Und bald der Abend färbte irisbunt
Die weißen Bogen, die der Gifcht aufbaut.
Im Osten Dämmerung
Hob ihren fahlen Lockenkranz
Über der Sonne sinkendes Haupt.
Der Wind verwilderte. Die Nacht blieb hell.
Wie aufgeregter Hohn die Welle stieg
Unter des Sternenhimmels ebener Ruh.
Das Meer stieg. Dem Gebirg aus Flut und Schaum
Entsprangen tausend Ströme, mündeten
Zusammen, gossen immer neues Meer
Rings um den Nachen.
Der sprang hinauf, hinab und immer noch
Durch Tiefen tastend, fliegend durch die Luft –
Er schien so sicher,
Als ob die welke menschliche Gestalt
An seinem Bord ein göttliches Wesen sei.
Der Mond ging langsam auf um Mitternacht,
Sieh, himmelhoher Fels des Kaukasus,
Das Eishaupt zwischen den Gestirnen warf
Gleich einer Sonne seinen Schein herab,

Am schwarzen Fluß vergeblich schrie die Flut –
Und wandte sich und schluckte in ein Hohl
Den Ozean und diesen Tropfen Boot ein.

Und Luft und Flut und Bergloch waren nur
Ein Dunkel. Und es raftete lang dahin.
Der Morgen aber folgte ihm und brach
Das ganze Nachtgewölbe dennoch auf:
Es zog ein unergründlich tiefer Fluß,
Es zog ein Schlund fern – nahe schon – und da:
Ein ungeheurer Strudelturm stieg auf,
Stufe um Stufe windet sich der Grund,
Doch in der Mitte blank mit schwarzem Blick
Steht regunglos ein trügerischer Teich,
Und Ring nach Ring das Boot fauft auf, die Hand
Des Dichters hält ein nichtiges Steuer fest
Und zwischen Himmel
Und Himmels leichenbleicher Spiegelung
Schwebts – Und wie in Spiralenunendlichkeit
Eröffnet sich am Rand der letzten Bahn
Ein Felsentor – hinaus – ein Strom
Entzieht es schnell dem saugenden Mund, entrauscht
Überflörend.
In eine stille Bucht hinab,
Wie jenseits eines Bergs kommt süßer Süden.

O dennoch furchtbar war die Heiterkeit.
Er kennt's. Und fang, nun nicht mehr übertönt:

Vision und Liebe!

O Weg vor mir, auf dem sie floh!
Auf dem ich sie nun treffen werde, Weg!
Denn warum starb er in den Wassern nicht?
Damit ihn Tod dem Tod entriß, dem Tod
Zu noch gewisserer Bestätigung.
Es schwellte feinen Mantel weich mit West
Und landete ihn an das moosige Land.
Aus schimmernden erklingenden Kiefeln rein
Stieg eine Matte goldener Blumen auf,
Spiegelte sich im kantenlosen Kristall,
Und Schatten sinkend hoch vom Haine herab.
Da sehnte sich in seiner Brust ein Kind,
Noch einmal in die Erde hinzuknien,
Mit bunten Blumen das verdorrte Haar
Sich zu schmücken –
Jedoch ins Herz kam Einsamkeit zurück,
Der starke Trieb im siechen Leib, sein Amt
War nicht vollendet,
Er schlug den Wunsch sich ab. Er stieg hinan.

Noch klang des Bootes Wellenschlag, zum Hain,
Gewöhnt nur an den Ton von Vogelflug,
Schiffschwanken und Verwelken, fremd herauf,
Auch ihm schon fremd. Nun rauschet nur der Hain,
Walt Meer von Schatten unterm Lichtersturm
Der Mittagssonne,
Als hier an Grab und Wiege der Natur

Gelenkt, gefendet,
Des Traums, des Todes oder Gottes Ort
Der Dichter suchte.
Und aus dem Dickicht, wo der knorrige Arm
Der Eiche um die Esche liegt und breit
Der Zeder Pyramide gipfelt spitz,
Akazie zittert, schillernd Schlinggewächs
Mit wütenden Blüten um die Stämme kreift,
– Die Bisamrose riecht und leuchtet wild,
Sich selbst betäubend taufendfältig Kraut,
Geheime Wolken fliegen hin und her,
Wie Mund auf Mund liegt Hügel dicht auf Schlucht,
Auf dem verwirkten Dunst des Wachstums thront
Nachtender Mittag:
Da sprang ein Quell heraus, floß frei, ward breit.
Er beugt sich über ihn und sieht darin
Gespiegelt die vermählten Zweige rings
Und geisterhaft gespiegelt ein Gesicht –
Und er beginnt zu gehen und sogleich
Der Geist in Wellen wandert mit ihm mit,
Ganz nacktgehüllt in ein Geheimnis ein,
Er geht mit ihm zum Abend eilend hinab,
So ruhig rinnt ihr flüsterndes Zwiegespräch,
Als seien sie auf Erden beide allein –
Er sieht sich liebend
Dort angefehn, wenn er die Augen fenkt,
Daß ers im eignen Nacken nickend fühlt –
Der Morgen kommt, er geht noch eiliger

Mit feinem breiter gleitenden Flusse mit,
Mit feiner ihn geleitenden Gestalt,
Das grüne Gras versengt fein fiebernder Fuß,
Das Ufer wandelt sich, durchbohrt von Stein,
Von Schachtelhalm und Wurzeln ohne Stamm,
Der Fluß stürzt ab in winterlicher Hast,
Lockt Schaum wie weißes Haupthaar über das Bild.
Dann reißt sich auf –: Gefilde riesig bleich
Mit vielen Strömen, Infelseen liegt da
Und dehnt sich noch gespenstisch aus –
Doch eng im Vordergrund vor den Schein
Der weiten Welt streckt eine Fichte dünn
Die Äste ächzend aus wie ein Skelett
Und es verschwindet alles hinter ihr –

Zu ihr durchs Tor von Efeu schlich der Wanderer.
Er wußte, Tod war über seinem Haupte.
Und bei ihm lag ein Berg voll glühender Blätter
Wie Untergang der Sonne oder Aufgang,
Der Herbst der Erde blies sie alle hierher,
Die blühend sterben und die sterbend blühen,
Der Sturmhauch des gigantischen Gerippes:
Und überallher den Tod – von den Schafotten
Vom blutigen Kampf, vom schneeigen Schmerzenslager,
Vom vollen pestumqualmten Krankenhause,
Den König dieser Erde lockt ein Dichter.
Der sank dem Baum zu Füßen, abgekehrte
Hände nahmen ihm die müde Stirn ab,

Die Quäler Hoffnung und Verzweiflung schlossen
Die Augen schon, des großen Mondes Sichel
Fuhr durch die Sonne, daß sie schlaff hinabfank.
Und aus den Puffen rann ein Fluß, vorüber
Vor feinen Augen, silbern unerfchöpflich,
Ein ewiger Spiegel, und sein Herz sank langsam
Darüber, sieh und aus dem Flusse tauchte
Und hob sich rhythmisch ihm entgegen liebender
Geist für immer –
Herzlofes viel geschieht auf dieser Welt,
Viel Würmer, Tiere, Menschen leben fort,
Die mächtige Erde donnert feierlich
Dahin – Wohin? Der Gute sieht es nicht,
Der Böse wills nicht sehn und lebt – Wohin?
Er aber starb. Denn Traum ist nicht Gesetz.
In Zauberhöhlen zeigt des Magiers Krampf,
Der seines Tiegels Schutt mit fragender Hand
Durchwühlt nach seines Zieles reinem Gold,
Des Traumes Elend. Denn er kann nicht sein.
Nun wandern alle Zweifel hinter ihm,
Geburt und Grab, die nicht sind was sie waren.
Er starb in seinem Innern, er verschwand,
Er sah den Geist zu nah, und daß der Geist
Auf Erden ist, hat ihn zu sehr erschüttert.
Verheere nun das Antlitz ihm der Wind
Und diese Rhythmen sollen ihn nicht feiern,
Denn keine Kunst beweinet den Verlust,
Der ihren Glanz doch immer überdunkelt.



EPIPSYCHIDION
An Emilia V., nun gefangen im Kloster —.

Du süße Schwester jenes Geistes, bitter
Für deine Augen, wenn sein Nam erklang –
O weinend Vogelherz, du schlägst das Gitter,
Es ist so hart, wie Ohren für Gefang,
Der einst so himmelhoch die Flügel schwang –

Seraphische! du, in der Seele Kleid,
(O Mond jenseits der Wolken!) willst uns schenken
(Du allverhüllter Glanz!) was wir kaum denken,
Ertragen kaum: Licht, Liebe, Ewigkeit –
Den Fluch durchsegnend, der uns überföhreit!

Lebendige unter Leichen! Blitz, der zieht
Schrecken und Wunder ganz in eins zusammen!
Du Spiegel, flammend wie der Sonne Flammen,
Die alles höher ausstrahlt, was sie sieht:
O reinige mir dieses arme Lied.

Weinst du, bis Freude mich von Gram entkettet,
Und lächelst drauf, so bin ich ganz gerettet.

Ich liebe dich. Wie Jugend Tod vergißt.
O solchen Jugendtraum erfüllt zu schauen
Noch vor dem Tod! Nun müßt ich in der grauen
Sprache der Zeit ihr sagen, wer du bist.
Zeit freilich sagt, daß Liebe Schande ist.
Emilia! O Leuchte! In den Gängen
Der immerregen Himmel bist nur du

Ein Stern, der bleibt. In zornigen Stimmen Ruh,
Du stimmst zur Ewigkeit des Tages Längen.
Dein bin ich. Dein. Doch ob sich Bilder drängen,
Ich schaffe dir kein Ebenbild – Weh mir.
Ich bin nicht dein: ich bin ein Teil von dir.

Sie traf mich Fremden auf den rohen Wegen,
Und wie der Tag die Nacht zum Morgen bringt
Verlockte sie mich hellem Tod entgegen,
Gazelle, leicht, die wie auf Flügeln springt.
Von ihren Lippen, Hyazinthen funkelnd
Von Tau, fiel Ton auf Ton, betäubend Tod –
In ihrer Augen Brunnen, abwärts dunkelnd,
Auffpiegelnd Sternenseele, reicht kein Lot.
Sie füllt Allgegenwart rings in die Leere,
Die Liebe aus Bewegung und aus Licht,
An ihre Wangen branden Äthermeere,
So flutet ein ins Weltall ihr Gesicht.
Ihr Blut ist gleich dem Purpulpuls der Morgen,
Der rot die Wolke mischt, die Silber war.
Und Gang ist ganz in Übergang verborgen,
Vor wunderfamer Schönheit unsichtbar!
Die Sterbliche! in Leben eingekleidet
Sich wandelnd, endend nie. Ein Schatten Traums.
Ein Schimmer ohne Stern, ein Stern, der meidet
Die Sphäre des dreieingeteilten Raums.
April, der lächelnd weinend lockt vom See
Gerippe Frost ins Sommergrab.

O weh,
Was wagte ich? Wohin so hoch? Wie falle
Ich nicht zurück? Daß Liebe gleich macht Alle,
Sprachs nicht mein eign's Herz? daß noch die Tiefe
Des Wurmes in der großen Liebe schlief?

Braut! Schwester! Engel! Lenkerin sternelos!
Zu spät geliebt, zu früh verehrt! – verletzt!
Ich durfte wohl vor deiner Seele Schoß
Im Ewigen erst knien, auf Erden bloß
Als Schatten neben dir! So nicht, wie jetzt.

Ich liebe dich. Ich weine aus der Brust,
Denn solche reine Quelle ist dir Luft.

Wohl warnst du mich – in mir – und zeigst mit Feuer
Auf Klippen, die den Schweifenden entfeelen –
Ich meide grobe Massen, die befehlen:
Ein jeder Mensch sei stets nur Einem teuer.
Vergessen sie die weite schöne Erde?
Sie wollens: eine Frau und einen Freund!
Und aller Rest wird hölzern abgezäunt,
Mit schwerem Tritt geht da entlang die Herde.
So mühn sie sich nach Haus, ins Grab hinein,
Den längsten schauerlichsten Weg zu wandern
Gebunden einer sklavisch an den andern,
Den Freund. Es kann der Feinde schlimmster sein.

Das trennt von Gold und Staub die Liebe: Nie
Verringert sich ihr Wert, wird sie geteilt!
Sie wächst wie Denken, wenn es vielfach weilt
Auf vielem Wahren. Wenn die Phantasie
Aus Himmels und des Menschen tausend Seiten
Holt Prismenstrahlen tausend und zerfließt:
So wird vorbei die Schlange Irrtum gleiten!
Eng ist das Herz, das nur ein Wesen liebt,
Und Leben, das erträgt, Hirn, das erfindet
Nur eins! O, wer sich also einschränkt, gibt
Unendlichkeit dahin für steifen Wind.

Was war es, das ich in der Jugend traf
Bei tief ins Innre führenden Wanderungen –
Auf Wälderinseln, Bergen breit verschlungen,
In Wellenträumen, in der Höhle Schlaf?
Da stand auf Klippen in so lichtem Kleid,
Zu sehen kaum. Und stand in Einsamkeit.
Rings in Natur. In allem was ausharrt
Den Todessturm der morschen Gegenwart.
Im guten Denken auch, das solchen Ruhm
Der allgemeinen kalten Hölle Zeit
Verschafft, daß sie wird feurig Märtyrtum.

Doch als ich von der Jugend halben Türmen
Mich wie mit Feuerfedern hob, zu stürmen
Dem Nordstern meines Sehns nach, geblendet
Wie eine Motte, die zum Stern sich wendet

Als feis ein Erdlicht: trieb ich sie in Flucht,
Jenseits von unfres Lebens Schattenkegel
Hell untergehend. Und ich stand. Die Schlucht
Des Grabes schied uns, schauerlich voll Nebel.
Ich stand. Da riefs: „Das Bild, besinne dich,
Das du verfolgst, ist neben dir!“ Und wo?
Fragt ich zurtück. Und: wo! riefs ebenso.
Und still. Den zungenlosen Wind, der strich
Vorbei an meiner Trauer, fragte ich,
Und sprach die Zaubernamen aus, die bannen
Des Menschenschicksals auglose Tyrannen:
Doch nicht Magie, Gebet noch Lied gewannen
Ihr dunkel sie umschließend Reich für mich.

Und weiter schritt ich durch den kranken Wald
Des Lebens und ich stritt mit allen Wirren,
Um strauchelnd immer tiefer mich zu irren.
Da traf ich manche andre Waldgestalt.
Und suchte müd und hastig sie in ihnen,
Ob diese ihr vielleicht als Hüllen dienen.
Die eine sang am Bache, unterm Brüten
Der Nachtschatten, Berührung ihrer Hand
Rann in mich ein wie Gift, der Lippen Blüten
Erhitzten mich, mir hing das Herz verbrannt
Wie über junge Stirn ergraute Locken.
Ich traf auch Schönheit: Sterblich. Kluges Hirn:
Sterblich. Auch Treue: Mir nicht treu. Ins Stocken
Geriet da, selbst wie Irrtum, all mein Irrn.

Bis mild, als ob noch einmal sich verjüngte
Der Mittag in den Morgen, eine stand
Vor mir: Wie Mond der ewigen Sonne dünkte
Ihr Wesen mich der Traumgestalt verwandt.
Mond, dessen Wechsel rund in sich verrinnen
Der wandelnd gleich bleibt, kühlen keuschen Schein
Ums Grauen der Nacht wirft: hüllte so mich ein,
Die Schönheit, von des Himmels Höhn bis innen.
Sie führte mich zum Walde. Wenn ihr Blick:
Auf meinen Schlaf fiel, düster oder helle,
Ward ich es auch, wie unterm Mond die Welle.
Ich lag auf kaltem Bette, ohne Glück.
Ich starb nicht, lebte nicht in ihrem Schoß –
Sie rief Befuch herein: die Feinde groß,
Dasein und Tod in feltfamem Vereine
Durchschwebten unfre Höhle flügellos
Und jedes schrie: Fort, er ist nicht der meine!
Da weint ich. Und, wars auch im Traum, ich weine.

Von welchem Sturm dann meines Schlummers Grund
Auffuhr, daß jener Mond mit bleichem Mund
Verfiel ins Finstre, und in welche Ruh
Auch ich zurückfiel, als mein Meer fror zu
Und jener Mondglanz nun mit fremdem Schritt
Des Eises harte Wogen überglitt,
Und welches Beben wieder Schicht um Schicht
Aufbrach: verschweig es Wort! – Um mich weint nicht.

Dann in mein Dunkel endlich glühend kam
Sie selbst! Gestalt des Traumes! mit dem Klange
Der Sonne. Dies war das Gesicht, so lange
Entflohn, vergessen nie in Leid und Scham.
Durch Dorn und Stein, hinweg den Winter wälzend
Vor meiner Höhle: unter ihrem Knie
Und über ihrem Haupt erfüllte sie
Die Bahn mit ihrer Wärme, Licht verschmelzend
Mit Liebe. Und sie wars. Sie rief von droben,
Daß sich erhebe meine Stirn zu neuer
Traumlust, der arme Staub, von dem gehoben,
Was unter ihm träumt, so wie Rauch von Feuer.
Und war Emilia.

Gekommen ist die Zeit. O du, vertraut
Nur schwesterlich mit meinem trüben Teile,
Doch Dem in mir, was hingepannt zum Heile,
Dem, was nicht mein doch ich ist, eine Braut!
Entzückend und entzückt, o meine Braut –
Traumvogel, und gefangen – Aber siehe,
Die Stunde unfres Sterns ist da: Entfliehe!
Es sinke dieser Stern vor leeren Zellen.
Hoch sind die Mauern, dichte Wachen stellen
Sich vor die Tore: Liebe doch ist stärker.
Bleibt Himmels Luft in irgendeinem Kerker?
So frei wie Tod, der auf Gedanken reitet,
So unsichtbar, den Waffe nicht bestreitet,
Kann Liebe unser Herz durch Himmels Türen,

Die Ketten des Gebeins zerbrechend führen.
Ein Schiff im Hafen regt sich schon, ein Wind
Fliegt um des Berges Braue, einen Pfad
Sieh durch das Meer in breiter Reinheit ziehn,
Den noch kein Schiff betrat. Da ist ganz lind
Die See, von viel azurnen Inseln satt:
Sprich meine Schwester, willst du mit mir fliehn?
Ein Albatros ist unser mächtig Boot
Aus Ostens purpurn blühendem Paradies,
Wie rasch sichs unter seinen Flügeln träumt!
Sturm, Glätte, Abendwind und Morgenrot
Aufdrängen unbeachtet ihren Dienst:
Bis Joniens Insel uns entgegenschäumt.
Ein Trümmerstück vom Eden, unentweihet,
Denn dort zu landen braucht es viel Geduld,
Jedoch von Hirtenvolk bewohnt, dem gibt
Die goldne Luft die Art noch goldner Zeit,
Einfach und geistvoll, kühn und ohne Schuld,
Ihr weißer Sand vom Himmelsmeer geliebt.
Aus Dickicht springt des Quells diamantner Glanz,
Durch Efeuhallen rauscht der Wasser Fall,
Schlaf sinkt aufs Auglid vom Limonenbaum:
Und Duft und Klang und Strahl ist wie ein Tanz
Von Seele in der Seele, – Widerhall
Und Widerschein aus vor-irdischem Traum.
Erdbeben, Pest, Aasgeier, Krieg sind fremd!
Nur sanften Tau wirft Donner aufgebauscht,
Grüngolden bebt vor ihrer Glanzgestalt

Die Infel, fällt des Morgens Nebelhemd.
Auch eine Seele ist in ihr, es rauscht
Wie Hauch der Ewigkeit durch See und Wald.

Und als der Wildnis Wunder übersehaut
Den Berg ein Turm, nicht kriegerisch. Dir sagt
Kein Mensch, wer dieses Infelusthaus schuf:
Die junge Erde selbst, noch nicht vertraut
Mit Sünde, hat vielleicht den Bau gewagt,
Zu eigenem Ruhm, nicht zu der Infel Ruf.
Es wuchtet einsam auf, titanisch schlicht,
Als ob es unterm Herz der Erde nahm
Gestalt an, und aus seinem lebenden Stein
Bracht es der Berg gewölbt gehöhlt ans Licht.
Kein Schmuck, von Efeu ist die Wand gerahmt,
Kein Edelstein, rings taut der Blumen Schein,
Und welkt ihr Netz, dann auf den Marmor malt
Der Stern das Bild vom Auf- und Untergehn.
Vom Turm schau Erd und Meer mit Sand und Schaum
Geschwisterlich umarmt, – sie lächeln Wald,
Gewölk und Felsen, alles was wir sehn,
Als Wirklichkeit hervor aus ihrem Traum.

Die Infel und das Haus sind mein. Und dein.
Die Einsamkeit. Dort wählte ich dir Zimmer,
Im Plan des Winds, mit Meeres Fensterschimmer.
Musik und jedes Werkzeug wird dort sein,
Mit dem der Geist die künftigen Geschicke

Vom Schlaf, vom Grab vergangne weckt, und grüßt
Den Augenblick mit einem ewigen Blicke,
Darin Empfindung den Gedanken küßt.
Wir brauchen wenig: stets zerbricht die bleiche
Magd Üppigkeit, was sie verzierer will!
Besuchen wird uns die an Kindern reiche
Natur, die singt so süß und schweigt so still.
Der Fledermäuse Zwielficht kommt, der Schatten
Von Eulen schwankt, im Monde spielt das Reh.
Wir gehn zum Berg hinauf, hinab zum glatten
Ufer, das bebt vom kurzen Kuß der See.
So bleib es für das Leben unfer Land!
Und häufts um uns die Jahre welk, gealtet:
Wir find der Tag, darüber hell gespannt,
Sein Innres, paradiesisch ausgestaltet.
Besitzend und besessen, ja, bis eins
Wird Glück der Liebe und des äußern Seins.
Am Mittag find wir dort, wo der verfunke
Mond immer scheint, in Höhlen eisiggrau
Verschleiert liegen wir, bis dich der trunkne
Schlaf tötet und gebiert, des Kusses Tau!
Wir flüftern, bis des Geistes Melodien
Zu laut für Worte find und lieber stumm
Erschütternd durch das Herz zum Auge ziehn
Und Stille in Verzückerung schaffen um.
Dann endlich werden wir das eine fein
In zwei Gestalten – Ach warum in zwein?
Die Zwillingsherzen meteorisch kreifen

Hell durcheinander, jede Glut gewährt
Die andre, sie verschwinden nie, sie weisen
Zum Himmel, der allein ihr Brennen nährt!
Ein Wille in den beiden Schatten, eine
Unsterblichkeit, ein Tod und eine Gier,
Eine Vernichtung, deine Hölle meine,
Mein deine Seligkeit –

O wehe mir!

Glutwort, das mich emporfchwang, stirbt im Rauche,
Auf dem ich nach dem seltnen höchsten Orte
Der Liebeswelt flog: Kette klirrt im Worte!
Gebunden beb ich, keuche und verhauche.

F R E I H E I T



FREIHEIT

Wenn Feuerberge einander schrecken
Und Donner schreit in den Donner saufend
Und Ozeane einander wecken,
Von einer Wolke glühn Inseln tausend,
Und Erdbeben im Himmelsbeben:

Freiheit! – die blizt heller: Die Wogen
Sind niedrig! dunkel Vulkan! in matten
Winden wird Sonne ein Irrlicht: geflogen
Kommst du! Und Herren und Knechte wie Schatten
Der Nacht im Wagen des Morgens!

ODE AN DIE FREIHEITSKÄMPFER

Auf, auf! Blut
Fließt in die Erde. Sie schenkt euch kein Brod!
Tot sind viel eurer Brüder und tot –
Laßt eure Wunden wie Augen weinen,
Ach, nicht gut
Kämpft es sich mit den ungerechten Feinden.

Wacht auf, wacht!
Haß ist die Zwillingsgeburt Herr und Knecht,
Eisern wächst ihre Kette! Zerbrecht,
Werft sie in Staub, wo die Toten sich regen:
Aus der Nacht
Glänzt ihr Gebein euch auf heiligen Wegen.

Heil, Freiheit, heil!
Grün der Kraft, der Ewigkeit Azur:
Kränzen euch unblutige Farben der Natur,
Werdet Vergangenes heiter vergeben!
Mit dem Beil
Zieht der Erobrer ein: ihr mit dem Leben.

ENGLAND IM JAHRE 1819

Ein König blind, verrückt, verachtet, schwammig,
Die Prinzen ahnungslofer Rest der Rasse,
Verloren sickernd durch den Hohn der Masse,
Die wurde selbst, von ihrem Schlammquell, schlammig –

Und Führer, saugend, bis sie satt vom Gelde
Und Blute fallen, ohne Schlag entmachtet –
Ein Volk, auf jedem Felde abgeschlachtet
Und ausgehungert auf dem brachen Felde –

Ein Heer, durch Mord im Krieg und Freiheitsmorden
Zum Doppelschwert für jedermann geworden,
Um das Gesetz in Blut und Geld zu kehren –

Ein Volksrat ohne Volk, wo nur die taube
Zeit unabsetzbar mit sich spricht – Ein Glaube
Von Christen, die den Christ nicht mehr verehren:

Sind Gräber, berstend! Sieh aus ihnen ragen
Ein Glanzgespenst, als Sonne stürmischen Tagen!

CHÖRE AUS HELLAS

Chor:

O Sklaverei, des Weltenfrühlings Frost,
Wo Blüte war, wächst brauner Dornen Rost!
Du Schande stempelst unfre Glieder –
Und doch, des Freien Herz verlacht dich wieder!

Halbchor:

Es werde Licht! sagt Freiheit – und Athen
Geht aus dem Meer auf! Glänzend stehn,
Rings wie am Morgen Berge, viel
Geisttaaten um sein himmelhohes Ziel.
Und nun vergessner Staub?

Anderer Halbchor:

Es müssen Tempel, Turm und Markt wie Laub
Fallen. Doch in kristallener Flut
Des ewigen Gedankens ruht
Dein Grundbau, Hellas, unterm Krieg der Flächen!
Noch leiten deine Menschen uns, besprechen
Wie Magier des Gewesenen unser Sein.

Halbchor:

Hört ihr das Schrein,
Das orphisch jetzt heran gewittert,
Titanentrümmer in Harmonien
Zusammen zu ziehn,

Durch aller Knechtschaft Knochen zittert?
Dämonenchöre –

Anderer Halbchor:
Ich höre! ich höre!

Halbchor:
Des Lebens augenlose Lenkerin qualmt,
Die Schicksalsgöttin, her – Welch Volk zerfchnitten
Blutet unter ihren Erdbebenschnitten?
Und welcher Glaube liegt zermalmt?
Welch Adler atmet siegreich neben ihr?
Welch Schatten kommt vorangeflogen
Und welcher Glanz wird nachgezogen?
Und Tod und Auferstehung rufen: wir!

Anderer Halbchor:
Ich höre eines Sturmes zischende Geschwader,
Dampf nahenden Erdkrampfs Donnerlachen,
Eines niederstürzenden Reiches Krachen
Und Kreischen eines Volkes: Gnade! Gnade!
Dann: Tötet! tötet! schreits verzweifelt roh –
Und dann noch eine leise Stimme – so –

Schlußchor:
Das goldene Alter, große Zeit
Der Schöpfung kehrt uns wieder,
Die Erde legt ihr Winterkleid
Wie eine Schlange nieder,

Der Himmel lächelt, Glaube winkt
Gleich Trümmern Traums, Gewalt verfinkt.

Ein hellres Hellas steigt herauf,
Der Berg folgt höhern Wegen,
Ein leichter quellender Fluß springt auf
Dem Morgenstern entgegen.
Das Tal wogt tiefer, Sonnenmeer
Um jüngere Zykladen her!

Nicht mehr im blutigen Erdenbuch
Liest Ilions Totenreihen,
Es mischt sich nicht mehr Thebens Fluch
Ins Jubellied der Freien –
Wenn immer weisere Sphinx auch stößt
In Todes Rätzel, nicht gelöst.

Glüh neu, des Abends Stadt, Athen .
Wie Morgen! Träne, Blüte,
Nicht Gold, nicht Blut als Opfer fehn
Will Liebe! Komm, o Güte
Saturns. Gott hat nun größern Sieg
Als alle, die stürzten, als einer, der stieg.

Hört auf! Fangt an! O, braucht ihr Haß?
Müßt morden und müßt sterben?
Der bittren Prophezeiung Glas –
Werft's vor dem Grund in Scherben!
Vergangnes sink wie jedes Blatt!
Die Welt ist des Vergangnen satt.

DER ENTFESSELTE PROMETHEUS

Gefang von Mond und Erde



Chor:

Brecht ab den Tanz, schweigt still den Sang!
Verweilt ihr am Land – enteilt ihr im Wind –
Wir führen an Strahlenzügen den Himmel entlang
Die Wolken, die schwer vom Regen der Liebe sind.

Eine Stimme:

Verchwunden –

Eine andere:

Aber siehe ihre bleibende
Entzückung –

Die erste:

Tausend Tropfen sonnigen Waffers
Erglänzen –

Die andere:

Und indes wir sprechen, andres
Naht donnernd –

Die erste:

Welten greifend in die Lüfte
Melodisch –

Die andere:

Und mit Zwischentönen feltfam
In Paußen –

Die erste:

Sinn durchdringend, wie den Äther
Gefirne –

Die andere:

Und sie fahren mit Getöse
Hervor aus zweien Lichtungen im Walde
Des Alls – und wachsen –

Die erste:

Zwei Gefichte, Mond und Erde.

Die andere:

Ein Wagen kommt, gleich jenem zarten Boote,
Darin die Monatsmutter niedergleitet,
Hell überzeltet: In ihm sitzen Berge
Und Wälder schatten durch den klaren Schleier.
Darunter rollen Wolken wie von innerm
Winde getrieben.
Ein Knabe fährt auf ihm mit breiten Flügeln,
Die Federn stehn wie Korn besonnten Reifes,
Kristallen blickt des Angesichtes Scheibe,
Durch das vom Wind bewegte Perlgewebe
Des Kleides scheinen feine weißen Glieder,
Das Haar ist fein in Strahlen eingeteilet
Und aus den Augen, aus zwei wogenden Himmeln,
Schneit klar Geheimnis durch pfeilförmige Wimpern,
Es scheint ein Feuer, das nicht glüht. Ein Mondstrahl

In feiner Hand lenkt mit geschwungner Spitze
Die bleichen Räder über Gras und Welle
Silbern erklingend.

Die erste:

Doch mit des Sturmes Harmonien entrollt
Der andern Öffnung auch ein Himmelskörper:
Der ist gleich tausend Welten. Innen kreift
Sphäre in Sphäre, purpurn – grün – azuren –
Da wohnen Wesen wie aus unerhelltem
Boden des Traumes.

In tausend Regungen um unbekante
Achsen drehn sich ihre Seelen, gehn
Über einander hin, mit schneller Schwere
Sich selbst zerstörenden Lebens, dumpf und stolz.
Horch, sie erschaffen sich aus Tönen Worte,
Einander zu begreifen und Musik.
Des ungeheuren Wesenknäuels Umschwung,
Der selbst sich hemmt, zerstäubt zu Himmelsdunst
Den Bach, die laufende Rinde trinkt vom Rausche
Smaragdner Blumen.

Auf dieser Erde Alabafterarme
Gestügt schläft wie ein gutes Kind ihr Geist,
Von Arbeit müd. Vom Stern auf seinem Haupte,
Wirbelndem Feuerrad, wie Speichen gehn
Breit Strahlen aus, dann schießen goldne Speere
Hervor, mit der tyrannenüberwindenden
Myrthe umflochten!

Das zeigt den Bund von Erd und Himmel. Kreifend
Schnell wie Gedanken schleudert es den Blitz
In Abgrund, Blitz hinab durch dunklen Boden
Und legt im tiefen Herz der Erde bloß
All ihr Geheimnis:
Durch die Unendlichkeit des Golds, durch Stein
Und Edelstein hindurch zu Feuerbrunnen,
Kristallgetragnen Grotten, Quellen, stark
Um droben wie ein Kind das Meer zu speifen.
Noch greller leuchtet es hinein. Da liegt
Vergangenheit in ihren finstern Trümmern:
Verfunktne Anker, Holz, das Marmor ward,
Des ältsten Sieges Wappen, die begrabnen
Zerstörungszeichen, Städte angefüllt
Mit Völkern, sterblich, menschlich nicht. Ruine
Liegt in Ruinen, ungechlacht Gebein
In feinen Werken, reichen Tempelbildern.
Hochaufgespeicherte Vernichtung keilt
Das luftige Haus und Fabeltiergerippe
Zermalmend ein, der Märchenflug ist Staub –
Lang ringen sich der Schlangen Knochenketten
Um Eisenklippen, morſch in Schuppeninseln
Der Fiſche ſchweigt das erderſchütternde Nilferd:
Sie alle hüllte erdverſenkende Sintflut,
Die Heulenden, in ihren tödlichen Mantel –
Oder auf dem Kometen zog ein Gott
Vorbei und ſprach herüber: Seid nicht! – Siehe:
Gleich meinen Worten waren ſie nicht mehr.



Die Erde:

O Freude! O Triumph! O überfließendes
Entzücken –
Ha ha, befreit! Und fliege hin!

Der Mond:

O Schwester, wandernd, mich übergießendes
Licht als dein Sinn
Befucht mein Eis auf klingenden Brücken!

Die Erde:

Ha ha, ha ha, mein Feuerberg kracht,
Meine Tiefe, meine Wildnis, meine Höhle, meine Sonne
Lacht!
Mit unendlichem Donner.

Es ruft aus mir: O! großer Fluch,
Gekrönter Fluch über uns: – überwunden!
Ewig drohdest du uns mit dem Schleudertuch
Schwarzer Wolken, voll Steine gebunden,
Mit der Schicksalswillkür Wettern
Diese grünende Welt zu zerschmettern,
All meine Kinder, meine Werke und ihre,
Wälder und Tiere,
Mensch und Säulenpalast und Altar,
Blut ihres Herzens und Blüte meines Lichts:
Alles was mein Schoß gebar,
Trat dein waltender Haß ins Nichts.

Und nun, und nun: deine Allmacht ist aus,
Bodenlos verfunken!
Salzkelch von Wüstenwandern getrunken,
Ein Tropfen für jeden! Ins leere Haus,
In die zerstörte Zerstörung bricht
Liebe wie in gespaltno Höhle Licht.

Der Mond:

Du glücklicher Ball von Luft und Land,
Siehe, auf meinen toten Flächen
Schnee ist erlöst zu jubelnden Bächen,
Es wogt, es wogt jede kalte Wand!
Meer schäumt enteist
Von unverhofftem Geist,
Von dir –
Nun mir, nun mir!

Auf dich will ich sehen
Und fühlen: Bald
Wächst auch aus meinem Herzen Wald!
Tiere werden wie Liebe gehen,
Quell kommt geschwommen,
Liebe feierlich,
Wolken werden kommen,
Liebe nur, auch über mich!

Von meinem Ätherweg ist abgefallen
Schatten Tod. Durch meine neuen Laubenhallen



Wandeln die Liebenden wie durch dich.
Von allen Sternen strömt Macht dir hinzu,
Aber was dein ist, ergießest du
Auf mich! auf mich!

Wenn Seele hingestreckt
Küßt Seelengatten,
Wird ruhig, was verlangend schwoll:
So, ganz von dir bedeckt,
Fällt über mich dein Schatten,
Verstumme ich, voll, o übervoll.

Die Erde:

Wie leicht und innig dringt es durch meinen Granit!
Durch Wurzeln liebestoll nun in Wipfel! Luft
Ist liebesvoll! Und zwischen den Wolken zieht
Liebe, sie wächst wie ein Geist auch noch aus der Toten
vergesener Gruft.

Wie Sturm von Wolke sich losmacht, sternlosem Grund
Ist sie entfliegen, daß sie ans Chaos stößt,
Das lag in geistlosem Schlaf mit dumpfem Mund —:
Nun Haß, Furcht, Marter, die schnell angegriffen
Gespenster, entfliehn aufgelöst.

Zurück bleibt: der Mensch! Noch ausfällig, krank wie
ein Kind,
Das folgte zum Heilquell dem Tiere: kehrt dann

Nach Haus: kaum wieder erkennt
Die Mutter fein neues Gesicht, doch bald unter Tränen
nimmt sie es an.

Es bleibt der Mensch! Verzerrend ein Spiegel vorher
Und nun die Liebe, die über der Welt
– Gleichwie der Himmel über dem Meer
Leben und Licht auch aus der Tiefe herauftrahlt –
alles erhellt!

Der Mensch, nicht Menschen! In ihm verschlingt
In Eines sich Gedanke von Liebe und Macht,
Daß er die Elemente tyrannisch bezwingt,
Wie unwiderstehlich das Auge der Sonne die gährenden
Staaten der Nacht.

Der Seelen Seele. Darin ist alles geneigt
Ins All. Sein Wille, früher nur angefehmiert
Dem Boden, – nun, die Liebe im Segel, steigt
Durch Stürme zu wildesten Küsten des Lebens hinauf
und siegt.

Die Dinge alle zeugen von feiner Kraft,
Des Menschen Traum haucht Odem in Marmorkloß,
Er gibt der Farbe Blut, seine Sprache schafft
In orphischem Sang den Gedanken Körper, sonst
ordnungslos.

Der Blitz ist fein. Es ziehen an ihm vorbei
Die Sterne wie eine Lämmerherde gezählt.
Er reitet auf der Luft. Horch, Abgrunds Schrei
Zum Äther: Haft d u Geheimnisse noch? – ich bin
ihm vermählt!



NACHWORT



WENN wir in dies schöne Gesicht blicken, das wie bei allen geistig Handelnden ganz in die obere Sphäre von Stirn und Augen entrückt ist: so fühlen wir die Widerspruchlosigkeit eines Menschen und eines Dichters. Selten wird uns sonst das Verlangen erfüllt, daß die Leistung des Menschen weder geringer noch größer als seine Seele sei, vielmehr die eine die Wahrheit der anderen. Wir sehen die Kleinlichkeit der Helden und die Trägheit der Innerlichen! Der Dichter freilich meint, diesem Widerspruch zwischen äußerer und innerer Welt zu entgehen. Denn er gestaltet ihn. Und da sein Werk darin besteht, das eigenste Erlebnis zum allgemeinen zu machen, so müßten hier Leistung und persönliches Wesen ganz einander decken und der Mensch seine reinste Gestalt im Dichter erreichen.

Nur in wenigen erkennen wir diese Einheitlichkeit, zu ihnen gehört, obgleich eine erschütternde Gegengestalt gegen olympisches Gleichmaß, Percy Bysshe Shelley. Ein engelhafter und zugleich der irdischsten Gemeinschaft zugeneigter Geist wie er ist in der neuen Zeit selten erschienen. Was unsere Generation suchte, den Einklang von Dichtertum und Kämpfertum, besaß er in reiner Form.

Sein Leben, das in dreißig Jahren von siebzehnhundertzweiundneunzig bis achtzehnhundertzweiundzwanzig verging, beginnt sogleich auf der Schule mit Auflehnung: gegen das überkommene männerbündlerische Prügel- und Dienssystem. Wahre Shelley-Hetzen werden deshalb von den Mitschülern (frühen Mitmenschen —) gegen ihren Freund veranstaltet. Die Verweisung von der Hochschule wegen einer Schrift über Notwendigkeit des „Atheismus“ — Das aufrührerische Wirken in Irland für die Idee der Freiheit, als dort die noch heute nicht beendeten Kämpfe angehen — Das unruhige Umherziehen, während der adlige Vater den Unterhalt verweigert —: Führen

zum Aufbruch von England, für immer. In Italien entstehen die Dichtungen, die nach Shakespeare die schönsten Werke der englischen Sprache sind; kaum beachtet. Es sind zuletzt unter dem Himmel des Golfes von Spezia fast nur ahnungsvolle Dichtungen des Todes. Dort ist er bei einer Segelfahrt im Sturme ertrunken. Sein Körper wird am Strande verbrannt, das Herz, das übrig bleibt, aus den Flammen gerissen, bei der römischen Pyramide des Cestius liegt die Asche unter der feineren Inschrift: Cor cordium.

Denn dieses Herz erwies sich bei den Gelegenheiten des Tages nicht anders als in der Verkündung der Menschheitsliebe. Das geht soweit, daß er Byron zürnt, weil dessen Neigung zu einer Frau, die Shelley selbst jetzt heimlich liebt, sich verringert hat. Denn an Stelle der Eifersucht regt sich bei ihm die Begierde, die Liebe auf der Erde immer nur vermehrt zu sehen. Daß man ihn, den Lungenleidenden, barfuß trifft, weil er einer armen Frau seine Schuhe gegeben hat, daß er sich auf Pflanzenkost beschränkt, weil er die Tiere liebt, seien nur noch Beispiele für die glühende Übereinstimmung der Gestalt Shelley. Diese Güte stieg dennoch aus Abgründen. Sowenig wie dem Franz von Assisi fehlten ihm die dunklen Züge: wenn er sich zu den Toten hingezogen fühlt, Augen auf den Brüsten einer Frau sieht, einen Wald niederbrennen will, in den ein Teufel nach einem Anschlag auf ihn geflohen sei. Er war ein Befessener von der Liebe. Sie verbreitet sich nicht als milde Welle wie bei heutigen Missionaren der Brüderlichkeit, sie stürzt zum Himmel.

Er gehört der Zukunft; wie ihn Swinburne den eigentlich göttlichen Dichter für unsere Gegenwart nannte. Ein Freund ist er, den wir uns in jeder treulosen und ahnungslosen Zeit am Leben wünschten! (Einem solchen Wunsche entsprang auch der Versuch dieser gedrängten Übertragung).

*



Für Shelleys Wesen und Kunst, zeitlich der Romantik verwandt, ist die unaufhaltsam über sie hinwegtragende Verschiedenheit von ihr bezeichnend. Das Traumhafte zwar, das Schattenhafte, die vergängliche Stimmung des Zwielichts, leitend in Nacht, Krankheit, Verwefung, spielt auch durch seine Dichtung. Er kennt das Dunkel, und „Wie arm dünkt mir das Licht nun“, sagt Novalis. Er kennt den Tod nahe. Verwandt mit Hölderlins ergreifendstem Vers: „Ich bin nichts mehr, ich lebe nicht mehr gerne“ – geht die Klage bei Shelley: „Der Winter, Frühling, Sommer / Erregen mir das Herz / Nicht mehr, nicht mehr“. Der Herbst ist nicht genannt, der Tod des Jahres zieht ihn immer an. In Shelley war eine stürmische Ungeduld nach dem Ende des Lebens.

Aber auch sie enthält tiefer nur den Wunsch, das im Unbekannten zu Entdeckende dem Dasein, dem feurigen Aufschwung zuzuführen. Entgegen dem Wort des Romantikers, das Leben sei Krankheit des Geistes, und wenn der Mensch „Schmerz und Krankheit zu lieben anfinge, läge vielleicht die reizendste Wollust in seinen Armen“: erhebt Shelley rührend immer die Gesundheit und das Wachstum. Auch er sucht in Dämmerungen Geheimnisse, aber des Lebens. Und Tod ist Erneuerung des Ichs aus dem All, ist der Sinn der Ode an den Westwind.

Deutlicher noch zeigt sich am Traum, dem Element des Romantikers, Shelleys Gegensatz zur romantischen Willkür. Seine traumhaften Bezirke und Gestalten sind keine abgeneigten Gegenbilder zur Wirklichkeit sondern Urbilder, geahnte Vollkommenheiten der Erde. Sein Traum ist Befreiung, nicht nur eigene sondern aller, seine Entrücktheit ist der Gemeinschaft dienstbar, Wirkliches steigernde Utopie. Auch die Romantiker schwärmten für die Freiheit, das ist, sie wollten lieblos frei vom Wirklichen sein zugunsten alles Möglichen. (Daher kann etwa

jener Müller, der wie aus Ironie Adam heißt, die unnatürlichsten verschiedensten Stellungen in Politik und Religion einnehmen). Shelley aber, der die Freiheit zu unserer allgemeinsten Eigenschaft machen möchte, liebt sie als die Vorbedingung jeder wirklichen Liebe!

Das ist seine ungeduldige Begierde: seinem Geschlechte Gutes zu tun. Nicht in weichlicher Blindheit: Fühlbar ist bei ihm die Erkenntnis, daß der Wille des begeisterten Individuums immer unendlich größer als seine Kraft und seine Aufnahme ist; heute neu problematisch im Angesicht der Massen. Dennoch verkündet er die Sendung des Volkes, das ist ihm der Weg der Menschheit. Seine vorgestaltenden Gedichtsatiren, die Aufrufe des phantastischen „Maskenzugs der Anarchie“: „Sie sind wenige, ihr seid viel!“ treffen mitten hinein in die Umwälzungen unserer Tage. „Die Reichen sind reicher geworden, die Armen ärmer, dahin führt immer die ungezügelte Fähigkeit, zu rechnen!“ Freilich er, dem der Krieg der Sklave des Hasses ist, wird wünschen, daß sie „den Angriff der Kavallerie mit gefalteten Armen erwarten“. Und er spricht für die unter uns, die Revolutionsarmeen verwerfen, weil auch sie Armeen bleiben: „Ich stand inmitten des Schlachtens und sah, wie schlecht du bist, o Haß, selbst wenn du für Liebe kämpfst.“

Seine durchdringende Natürlichkeit duldet die Erstarrung unseres Lebens und den Betrug seiner Einrichtungen nicht. In Shelleys Naturfeligkeit offenbart sich noch einmal der ganze Aufstieg seines Innern von der Freiheitslust bis zur letzten Gläubigkeit. Natur ist Shelleys strahlende Wendung gegen die Übereinkunft und gegen die Schlimmste: die des Glaubens, die selbst den Himmel in bürgerliche Ordnung einspannt. Natur ist ja Anfang, die immer frisch anhebende Stufe zum Unendlichen hin. Shelley feiert beides in ihr: die Erneuerung der Gemeinschaft und, ohne daß Gott im Munde geführt wird

das große Alleinsein mit dem Himmel. (Sein „Atheismus“ war trotziger Widerspruch; er liebt Jesus, die Hingabe, doch auch den Ewigen Juden.)

Am natürlichsten aber gehört die Natur – der Kunst. Die letzte Schönheit aller Dichtungen Shelleys ist Naturgestaltung, sodaß selbst die Probleme, schön geworden, wie Schmetterlinge hindurchwehen. Sein Geist umfaßt Natur in einer Form, die zugleich schön und wahrhaftig ist wie jene Dantes. Diese Kunst, Bringerin dessen, „was künftig aus dem Menschen werden soll“, weiß doch, daß ihre Wege immer nur mittelbar zu irdischem Einfluß führen. Nicht die trübe Mischung des lehrhaften oder politischen Gedichts (das auch wir neu zu überwinden hatten) sondern schwebende Form will bei ihm sogar das neue Ethos, durch Erregung neuer Empfindungswelten im Menschen, hervorrufen. Die liebste Art, seine Freiheitspamphlete anzubringen, war diesem Dichter wohl doch: sie in Kästen den Wellen zu übergeben. Für Phantastik und Übermaß erklärte er sich immer, und sowenig spielerisch er war, traute er der Vernunft doch nur geringe Fruchtbarkeit zu.

Dennoch möchte die überwirkliche Melodie seiner Kunst von ihrem Stern aus die Erde lenken helfen. Der Dichter ist ihm der nichtanerkannte Gesetzgeber der Welt: Aber deshalb, weil ihm die Kunst gewiß eine Liebesart bedeutet. Und „Du bist der Wein, daß Trunkenheit allein wir wünschen können, Liebe!“ Der Dichter ist der Liebende der geistigen Schönheit. Ihr jagt er nach, wie Alastor sie in den Schlaf als Geliebte eingeschlossen fühlt und hinter diesem Traum her, den er doch mit sich trägt, über die Erde hetzt; bis er sich in den Tod zu ihr einschließt. So aber sucht Shelley selbst eine Erfüllung, die er in seinem Gefange schon erfüllt mit sich trägt! Und im fruchtbaren Tode, der Inspiration, ist Unsterblichkeit eingeschlossen.

Die Kunst ist Auferstehung. Sie ist nicht jener Tod, den die feindselige Gleichgiltigkeit der Zeitgenossen, auch Shelleys, stets von neuem über den Dichter verhängen möchte. „Bemüht euch nicht, den Staub der Vergessenheit über ihn zu häufen. Denn der Hügel, den ihr aufwerft, wird ihn der Welt sichtbar machen!“ Shelley durfte sie so heiter verachten. Die Welt bewahrt ihn noch, der vor hundert Jahren im großen Meere versunken ist; im Wasser, das seiner Dichtung das Symbol des Lebens war. A. W.

INHALT

GEDICHTE	Seite
Hymne an die geistige Schönheit	7
Die Lerche	9
Ode an den Westwind	12
In Niedergeschlagenheit bei Neapel	16
Klage	18
Schmerz	19
Der Sonnenuntergang	20
Ende	22
ADONAIS	
Elegie auf den Tod von John Keats.. .. .	25
ALASTOR oder Der Geist der Einsamkeit	33
EPIPSYCHIDION	
An Emilia V., nun gefangen im Kloster —. .. .	53
FREIHEIT	
Freiheit	67
Ode an die Freiheitskämpfer	70
England im Jahre 1819	71
Chöre aus Hellas	72
DER ENTFESSELTE PROMETHEUS	
Gefang von Mond und Erde	75
NACHWORT	87

Das Titelbild gibt das Porträt Shelleys in der Bodleian
Library wieder.

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW**

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

**WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN
THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY
WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH
DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY
OVERDUE.**

MAR 12 1934

LD 21-100m-7,'33



536138

953s
GW

Shelley, F.B.
Dichtungen.



10267

JUL 21 1924
OCT 19 1931
MAR 12 1934

Price
Widdman
uschult

OCT 19 1931
MAR 2 1934

536138

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

